

»Und sag noch einmal«, bittet Emma, »die Mädchen hatten Kontakt über Facebook? Wie lange schon?«

»Ein Jahr.«

»Und ihr hattet keine Ahnung?«

»Nicht die geringste.«

Ich weiß noch, wie Molly uns eröffnet hat, sie sei online ihrer Cousine begegnet und schreibe mit ihr. Ich konnte nicht glauben, dass sie das vor uns so gut geheim gehalten hatte. Ein Teil von mir war auch beeindruckt von ihrem Einfallsreichtum, von dem Familiensinn, der mir immer so wichtig war und von dem ich befürchtet hatte, sie könne ihn nicht geerbt haben, da wir dieses begrenzte, abgeschiedene Leben führen. Jack jedoch war wütend. Ich frage mich, ob Lorna ebenso reagiert hat. Es fühlt sich eigenartig an, an meine Schwägerin zu denken, da ich ihr noch nie begegnet bin. In den vergangenen Jahren habe ich oft über sie nachgedacht. Wäre sie mit mir als Frau für ihren Bruder einverstanden? Was würde sie wohl von Molly halten, meinem ganzen Stolz? Und wieso ist sie vor all den Jahren weggegangen und nie zurückgekommen? Ich habe oft versucht, Jack dazu zu bewegen, etwas über sie und ihre gemeinsame Vergangenheit zu erzählen, aber es ist mir nicht gelungen. Er verschließt sich jedes Mal, wenn ich ihn danach frage, und je hartnäckiger ich nachhake, desto weiter scheint er sich in sich selbst zurückzuziehen.

»Und wie geht es Jack?«, fragt Kerstin.

Ich denke an unsere Unterhaltung vorhin und seinen harten Gesichtsausdruck.

»Nicht so toll. Es ist alles so schwierig. Ich glaube, ganz tief drinnen möchte er sie gern wiedersehen und natürlich auch Ella kennenlernen, aber es macht ihm wohl auch Angst.«

»Das wundert mich nicht«, sagt Emma. »Es ist so lange her. Ich weiß noch, wie sie weggefahren ist. Wie alt war sie da, achtzehn?«

Ich nicke stumm. Als sie weggegangen ist, war sie im selben Alter wie ich, als ich angekommen bin. Ich habe oft versucht, mir vorzustellen, wie sie diese Reise nach London ganz allein gemacht hat. Wie hat es sich wohl angefühlt, mit dem Zug durch die Nacht zu fahren, der sie von allem wegbrachte, was sie kannte, und dann in der riesigen Stadt auszusteigen, nachdem sie ihre Kindheit am Meer verbracht hatte?

»Und wie fühlst du dich?«, fragt Tess.

Ich hole tief Luft.

»Ich möchte ihnen das Gefühl geben, willkommen zu sein. Was auch immer geschieht, ich will alles in meiner Macht Stehende versuchen, damit es glattläuft. Aus einer schwierigen Situation das Beste machen, versteht ihr?«

Emma lehnt sich zu mir und legt mir den Arm um die Schultern.

»Wir helfen dir, wo wir können«, sagt sie und drückt mich kurz.

Sosehr ich meinen Ehemann auch liebe, wäre ich wirklich geblieben und hätte mir hier etwas aufgebaut, wenn es diese Frauen nicht gegeben hätte?

»Das weiß ich«, sage ich mit einem Lächeln. »Na gut, ich mache mich dann besser auf den Rückweg und bereite alles fertig vor.«

Als ich das Farmhaus wieder betrete, ist die Küche warm und erfüllt von Dampf und dem Duft nach Knoblauch und Zitrone. Jack beugt sich über den großen Rayburn-Herd, er hat eine meiner Schürzen umgebunden und einen Holzlöffel in der Hand. Molly deckt den Tisch, ordentlich legt sie Teller und Besteck aus.

»Wie war der Kurs?«, fragt Jack und zieht mich sanft an sich. Ich kann seine Weichheit wieder spüren, als hätte die Wärme der Küche seine Kälte von vorhin tauen lassen. Ich atme erleichtert aus und lege ihm kurz die Hand auf die Brust. Er hebt sie an seinen Mund und küsst meine Handfläche, und in seinen Augen lese ich eine Entschuldigung, die mir genügt.

»Gut«, sage ich. »Wir sind mit unseren Matten zum Strand gegangen. Morag hat einen erstaunlich guten Baum hingekriegt, wenn man an den Whisky denkt, mit dem ich sie danach erwisch habe.«

Jack lacht, ein helles und süßes Geräusch. »Die Frau ist jedenfalls trinkfest.«

»Das ist sie. Molly, hattest du mit Olive einen schönen Nachmittag?«

Wir unterhalten uns beim Essen, sitzen um eine Seite des langen Holztisches herum, der vielleicht für mehr Stühle gebaut worden ist, uns dreien über die Jahre aber gute Dienste geleistet hat. Nachdem sie die Teller abgeräumt hat, verzieht sich Molly in ihr Zimmer, und Jack und ich bleiben zu zweit zurück und halten uns an den Händen.

»Es tut mir leid wegen vorhin«, sagt er leise. »Ich wollte nicht so zu dir sein. Ich bin einfach nervös, glaube ich.«

»Ich weiß. Und mir tut es auch leid. Das muss so schwer für dich sein. Aber wir stehen das zusammen durch, okay?«

Jetzt begegnet er meinem Blick und nickt langsam. Mit den Augen versuche ich, ihm zu sagen, dass ich ihn liebe und an seiner Seite bin, was auch immer in den nächsten Tagen geschieht. Draußen glüht die Sonne über dem Meer, während ich den Kopf meines Mannes sanft mit den Händen umfange und ihn küsse.

Lorna

Draußen ist es jetzt dunkel, und meine Füße sind taub. Wie lange stehe ich nun schon am Zugfenster? Ein Blick zum oberen Stockbett verrät mir, dass Ella schläft, ihr Handy hat sie neben sich gelegt, ein Arm baumelt über die Bettkante. Das Haar fällt ihr übers Gesicht. Ganz sanft streiche ich es zurück.

Ich weiß, ich selbst werde nicht schlafen können. Da sind zu viele Gedanken in meinem Kopf. Das Schaukeln und Ruckeln des Zuges, das Ella so schnell eingeschläfert zu haben scheint, macht mich rastlos. Ich kann immer noch nicht ganz glauben, dass ich nach all dieser Zeit auf die Insel zurückfahre. Dass ich morgen zum ersten Mal seit zweiundzwanzig Jahren meinen Bruder sehen werde. Und ich werde endlich meine Nichte und meine Schwägerin kennenlernen. Scham und Reue überfluten mich, wie immer, wenn ich an meine Familie denke. Ich brauche unbedingt einen Drink.

Ich schalte das Licht im Abteil aus, trete hinaus und ziehe die Tür hinter mir zu.

Die Bar befindet sich im Salon der ersten Klasse, ein Waggon voller gepolsterter Sessel und kleiner Tischchen, die von Lampen sanft erleuchtet werden. Ein Schild an der Tür weist darauf hin, dass es Fahrgästen der Standardklasse gestattet ist, hier Drinks zu kaufen, um sie dann in ihr Abteil mitzunehmen, aber der Waggon macht einen überraschend leeren Eindruck. Ein Bahnmitarbeiter in geschniegelter Uniform sagt mir leise, ich könne mich gerne hinsetzen, wo immer ich möchte. Als ich auf einen Tisch zugehe, bemerke ich eine Frau meines Alters, die mich von der anderen Seite des Waggons aus beobachtet. Sie hat von einer glänzenden Schildpattbrille umrahmte große Augen und zarte Lachfalten, und ihr dunkles Haar ist mit einem bunten Schal zu einem unordentlichen Knoten hochgebunden. Sie trägt eine dunkelgrüne Bluse, die sie bis zu den Ellbogen aufgerollt hat, Jeans und ausgebleichte, schlammgespritzte Wanderschuhe. Auf dem Tisch vor ihr steht ein Rotweinglas, in der Hand hält sie ein geöffnetes Buch. Doch sie beachtet es nicht, sie starrt mit leicht gerunzelter Stirn direkt mich an. Ihr Gesichtsausdruck geht schnell in ein Lächeln über.

»Lorna Irvine«, sagt die Frau plötzlich in der Aussprache der Hebriden, ohne das Ansteigen der Satzmelodie am Ende, das eine Frage markiert. Es ist keine Frage, es ist eine Feststellung, und sie lässt mich wie angewurzelt stehen bleiben. Ich sehe sie mit offenem Mund an, und die Frau lacht.

»Ich dachte mir, dass du das sein musst, und dein Gesichtsausdruck bestätigt mir, dass du es bist.«

Ich sehe mir dir Frau genauer an. Und plötzlich erkenne ich ein Mädchen mit blassen Augen, krisseligen dunklen Rattenschwänzen, einem riesigen Kassengestell und einem breiten Lächeln. Ich sehe dieses Mädchen neben mir in der Grundschule sitzen und mit mir über die Insel nach Hause radeln, unsere Fahrräder genau parallel nebeneinander. Meine Erinnerung macht einen Sprung nach vorn, und ich sehe dasselbe Mädchen als Teenager vor mir, ganz aufgedreht, weil sie soeben Kontaktlinsen bekommen hat. Ich sehe meine beste Freundin.

»Sarah.«

Als mir der Name über die Lippen kommt, ist mir bewusst, dass die Färbung des Dialekts fehlt. Früher einmal habe ich geklungen wie Sarah. Aber das ist lange her.

Als sie ihr genau das ebenfalls auf, verdüstert sich ihre Miene ein wenig. Meine Wangen werden rot. Was kann ich bloß zu meiner alten Freundin sagen, die ich wie alle andere und jeden anderen zurückgelassen habe? Mein Kopf füllt sich mit Erinnerungen an unsere Freundschaft. Wie wir beim Mittagessen immer zusammensaßen und die Sachen auf unseren Tellern getauscht haben – ihre Karotten gegen meine Erbsen, meinen Saft gegen ihren zusätzlichen Tetrapack Milch. Ihre Familie, die immer so gastfreundlich war, obwohl ich zu schüchtern war, um mich richtig für ihre Liebenswürdigkeit zu bedanken. Die Teenagerzeitschriften, die Sarah mit ihrem Taschengeld auf dem Festland bestellte und die wir kichernd auf ihrem Bett sitzend lasen.

Die erwachsene Sarah deutet auf den freien Sessel.

»Willst du dich nicht setzen?«

Ich lasse mich in den Sessel gleiten. Nun, da ich sie erkannt habe, nehme ich sie genauer in Augenschein, sauge gierig jedes noch so winzige Detail in mich auf, das mir etwas über Sarahs heutiges Leben verraten könnte. Ein schlichter goldener Ehering, gepflegte, unlackierte Nägel, ein Kettchen mit verschiedenen Anhängern – ein Hund, ein Boot und drei goldene Initialen, B, A und O.

Ich muss etwas sagen. Irgendetwas. Es fühlt sich so gut an, sie wiederzusehen. Aber das Schweigen von Jahrzehnten verschließt mir den Mund. Sarah mustert mich ebenfalls. Welche Einzelheiten sind ihr aufgefallen? Der fehlende Ring an meiner Hand vielleicht. Die sorgenvollen dunklen Ringe unter meinen Augen. Mein Haar, das noch immer so rotbraun ist wie in unserer Jugend und noch genauso wild und lockig.

Das Schweigen dauert eine gefühlt sehr lange Zeit an.

»Es tut mir leid mit deinen Eltern«, sagt sie. »Das muss alle möglichen Gefühle in dir auslösen.«

Ich begegne über dem Tischchen hinweg ihrem Blick, und zwischen uns fließt Verständnis hin und her. In vielerlei Hinsicht sind wir Fremde, und doch sind wir so viel mehr. Cheryl war, seit ich ihr die Neuigkeiten erzählt habe, so reizend und unterstützend. Sie weiß, dass ich meine Eltern seit Jahren nicht gesehen habe, hat mich aber deswegen nie verurteilt, sondern sich Mühe gegeben, mich zu verstehen. Das ist der Grund dafür, dass ich keinen größeren Freundeskreis habe – die Angst, mich erklären zu müssen, die Furcht davor, was andere von mir denken werden. Über die Jahre bin ich geschickt darin geworden, das Thema zu umschiffen. Wenn Kollegen mich fragen, ob ich Weihnachten oder die Sommerferien mit meiner Familie verbringe, sage ich Ja, denn das tue ich. Meine Familie besteht eben aus einer Person: Ella.

Doch Sarah gegenüber muss ich mich nicht erklären. Sie war vor all den Jahren da, sie war meine Freundin, als ich mich so allein gefühlt habe.

»Danke«, bringe ich heraus, meine Kehle fühlt sich zu eng an für das Wort.

»Ich war mir nicht sicher, ob du zur Beerdigung kommen würdest«, sagt sie leise.

Die Worte rauben mir die Luft, und da ist sie wieder, die Erkenntnis, die ich noch immer nicht verarbeitet habe. Meine Eltern sind tot. Sie überkommt mich wieder, diese Realität, die sich so unwirklich anfühlt.

»Ehrlich gesagt wollte ich auch nicht, jedenfalls zuerst nicht.«

Weil ich fast vierzehn Jahre lang nichts von meinen Eltern gehört habe. Noch länger habe ich sie nicht mehr gesehen. Vielleicht sollte mich ihr Tod nicht so erschüttern, wo sich unsere Wege doch schon vor

langer Zeit getrennt haben. Aber ich kann noch immer nicht glauben, dass meine Eltern fort sind. Und dass es meine Tochter war, die mir das gesagt hat.

Sie hat es von ihrer Cousine Molly erfahren. Wie sich herausstellte, standen sie seit beinahe einem Jahr miteinander in Kontakt, und ich hatte keine Ahnung davon. Ella hat mir letzte Woche wie im Rausch alles gestanden, die heimlichen Gespräche und dann die Neuigkeit, dass meine Eltern beide krank waren und im Abstand von zwei Tagen gestorben sind. Ella sagte, es tue ihr leid, dass sie das alles vor mir verheimlicht habe, aber sie wolle auf die Insel fahren. Sie möchte zur Beerdigung der Großeltern gehen, die sie niemals kennengelernt hat.

Ich weiß noch, wie ich Ella das erste Mal von Molly erzählt habe. Ella war in der Grundschule, und sie hatten ein Projekt über Stammbäume. Das Projekt zog Fragen zu meiner Familie nach sich, denen ich über die Jahre ausgewichen war oder die ich nur so knapp wie möglich beantwortet hatte. Dieses Mal jedoch war Ella beharrlich geblieben.

»Ich kann bei dem Projekt nicht mitmachen, wenn ich keine Familie habe«, sagte sie den Tränen nahe. »Alle anderen haben ihren Baum schon fast fertig, und ich habe noch nicht mal angefangen!«

Ich spürte die alten Schuldgefühle und die alte Trauer als scharfen Schmerz – darüber, dass ich nicht in der Lage war, meiner Tochter mehr zu bieten. So oft habe ich mir eine andere Sorte Leben für sie ausgemalt, ein Leben voller Menschen: Großeltern, Cousinen und Cousins, vielleicht Geschwister, ein Vater. Stattdessen hatte sie immer nur mich. Ich kann ihr nicht alles geben, aber ich wollte ihr an diesem Tag wenigstens irgendetwas geben, und deswegen habe ich es ihr erzählt.

»Ich habe einen Bruder namens Jack, aber ich habe ihn schon sehr lange nicht mehr gesehen. Und er hat ein kleines Mädchen namens Molly. Sie ist ein bisschen älter als du, und sie ist deine Cousine. Ich habe sie aber noch nie getroffen. Sie wohnen ganz weit weg.«

Danach hat sie mir weitere Fragen nach Molly gestellt, wie sie sei, was ihr Lieblingsfach in der Schule sei, ob sie Brokkoli möge, welche Haarfarbe sie habe. Aber diese Fragen tat ich ab, teils weil ich das Thema wechseln wollte, teils weil ich mich so dafür schämte, die Antworten darauf nicht zu kennen.

Was für ein Mensch ist das, der nicht weiß, dass seine Eltern schwer krank sind? Waren sie allein, als sie starben? Hatten sie Schmerzen? Bestimmt war Jack bei ihnen. Ich bin mir nicht sicher, ob mir das ein besseres oder ein schlechteres Gefühl gibt, schlechter deswegen, weil ich, als ich mit achtzehn die Insel verließ, alles ihm allein überlassen habe.

»Wieso hast du es dir anders überlegt?«, fragt mich Sarah.

Ich denke einen Augenblick darüber nach. »Hauptsächlich wegen meiner Tochter. Sie wollte schon immer mehr über ihre Familie erfahren. Ich schätze, mir ist endlich klar geworden, dass sie ein Recht darauf hat.«

Ich denke zurück an letztes Wochenende, als Ella mir alles erzählt hat. Wir saßen in unserem Lieblingscafé in Greenwich. Sie war den ganzen Tag so still gewesen, untypisch für sie. Und dann sagte sie es mir. Ich war so schockiert, dass ich keine Ahnung hatte, was ich antworten sollte. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich, dass ich nicht gut reagiert habe. Ich war überrascht und verletzt, dass sie den Kontakt zu ihrer Cousine vor mir geheim gehalten hatte. Und dann war da der Schmerz, der mich unverhofft traf. Warum sollte man um Menschen trauern, die man aus seinem Leben verbannt hat? Ich kann es immer noch nicht erklären, da ist nur die Tatsache, die keine Zeit und keine Entfernung der Welt ausradieren kann. Sie waren meine Mum und mein Dad.

Als Ella mich das erste Mal fragte, ob wir auf die Insel fahren könnten, sagte ich Nein. Da wurde sie wütend, wütender, als ich sie jemals erlebt hatte.